

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 25 (1945-1946)
Heft: 9

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

samkeit gegen Malvolio, der doch mit seinem Einspruch gegen die Kneipenszenen im Hause der zarten Herrin nur seine Pflicht tut, zaust ihn immerhin an wirklich schwachen Stellen und ist schließlich doch zu verschmerzen. Das unheilbar Böse schlägt nirgends sein dunkles Auge auf. Und mehr: wie warm sind diese bezaubernden Kinder des Glücks menschlicher Gehaltfülle fähig; wie rein ist hier alles Sittliche in Schönheit gelöst! Auch der schlichteste Klang wie die Liebe Antonios zu Sebastian strömt lauter und schlank in die große Harmonie. So sind auch wir an unserer Station des schmerzlichen Wirklichkeitsgeschehens fähig, uns dieses geschichtlichen Sonnentages zwischen der Herbe des Mittelalters und der Düsternis des Barock ohne Bodensatz zu freuen; und unser Schauspielhaus tut fast alles dafür und fast nichts dagegen. Seltsam schön, wie die zuerst problematische Besetzung mehr und mehr überzeugte. Die Herren Gretler und Parker als Rüpel waren herrlich, Malvolio (H. Schweizer) nicht minder. Hätte man nur ihrer quellhaften Wesenskomik genug vertraut, um überflüssige Züge allzu schwankhafter Art wie den Wassereimer fortzulassen. Der höhere Rang des menschlichen Pantheons hielt dem erdenschweren die Waage, gegen alle Sprödigkeiten persönlicher Rolleneignung der Spieler. Zwar Herr Wicki ist die ideale Figur für nobel verschwärmte Aristokraten; man erstaunt fast, daß er diesem genugtuenden Aussehen noch alles Entsprechende hinzuzufügen hat. Frau Fink fehlt bei vielen Vorzügen ein wenig die Hoheit, die Olivia trotz ihres geradlinigen Werbens umschweben muß; und Frau Gold kann nirgends ganz das 19. und 20. Jahrhundert hinter sich lassen. Unnötig zu sagen, daß sie diese (wie jede beliebige) Rolle mit einer verschwenderischen Fülle von hinreißenden Halbtönen auszustatten wußte; aber ihre Leichtigkeiten ergehen immer auf dem Grunde einer dumpfen Schwere, die aus dem Herzen unserer auswegslosen Zeit kommt, und immer wieder, gerade in dem Arbeiten und Widerstreben ihres Mundes, ihres Kinnes, gegen alles heller Gelöste emporringt. Ihr Mund glaubt nicht an die Freude des klassischen Elysiums, und so tut es auch ihr Wort nicht, dessen Heiterkeiten sich immer selbst zu erhaschen trachten, weil sie irgendwo auf Flucht und Auflehnung wachsen. Man traut dieser Viola nicht, daß wirklich alles gut ausgehe. Herr Stöhr gab mit seiner Charaktermaske, seinem angenehmen Tenor und seinem posensicheren Spiel dem Narren alles, was die verblaßten Wortwitze jener Zeit nicht mehr geben; er umhuschte den schattenlosen Olymp mit ironisch dunkleren Tönen, die sich aber ganz sachgemäß im Rahmen lichthöhender Schattierung hielten. Die Musik Rolf Langneses war ein treffliches Requisit gepflegt romantischer, erfüllungsgewisser Sehnsuchtsstimmung; und die geistreichen Kulissen Ottos, die beschwingte Spielleitung Wälterlins erlaubten das nirgends erlahmende Stück fast ohne Kürzungen schlankweg durchzuspielen. *Erich Brock.*

★ Bücher-Rundschau ★

Ausgewählte Briefe Pestalozzis

Eine von berufener Seite getroffene Auswahl von Pestalozzi-Briefen ist uns kürzlich geschenkt worden, die den Denker und Erzieher in all seiner Lebendigkeit, den Freund und den Liebenden in seiner ganzen Lauterkeit vor Augen führt¹⁾. Wer einen persönlichen Zugang zu Pestalozzi sucht, wird hier gleich mit der Fülle seiner Beziehungen vertraut gemacht. Dem Kundigen aber eröffnet sich manch wichtiger Einblick in die niemals voll erfäßbare Gestalt dieses ungewöhnlichen Menschen.

Die quellenkritische Pestalozziforschung ist so wenig abgeschlossen wie die Deutung seines Wirkens. So harrt noch eine Reihe von Schriften ihrer Veröffent-

¹⁾ Hans Stettbacher, *Ausgewählte Briefe Pestalozzis*, mit 9 Abbildungen auf ganzseitigen Tafeln. Schwabe, Basel 1945.

lichung in der kritischen Gesamtausgabe. Vor allem aber sind es die Briefe, die bisher nur vereinzelt zugänglich waren, und die im Laufe der nächsten Jahre in einer historisch-kritischen Sammlung erscheinen sollen. Aber schon in der vorliegenden Auswahl tritt einem der ganze Pestalozzi entgegen. Die Briefe, die an sich schon entscheidende Phasen seines Entwicklungsganges beleuchten, wurden vom Herausgeber in überlegener Zusammenstellung zu einem Lebensabriß gefügt und weisen zugleich auf manche seiner unmittelbarsten und tiefsten Beziehungen hin. Der Herausgeber, Prof. H. Stettbacher, als Pestalozziforscher in Fachkreisen bestens bekannt, hat sich seit Jahrzehnten für eine volle Würdigung des Vorkämpfers für Volksbildung und Menschenerziehung eingesetzt¹⁾. So ist es denn ein feines Wissen um Wesentliches oder allgemein Interessierendes aus Pestalozzis brieflichem Verkehr, das hinter dieser bebilderten und weiten Kreisen zgedachten Auswahl steht. Der Wortlaut wurde in der heutigen Orthographie wiedergegeben, um dem Leser «das Eindringen in den gedanklichen Gehalt» zu erleichtern. Auch wurden den Briefen knappe Einführungen vorangestellt, die den nötigen Aufschluß über die Empfänger und ihre Stellung zu Pestalozzi vermitteln. Unter ihnen finden wir die Braut, Freunde, Mitarbeiter und andere Zeitgenossen, etwa Iselin, Lavater, Ph. A. Stapfer, Joh. v. Müller, Fellenberg, Fichte, Goethe, Herder, A. W. Schlegel, Wieland.

Auch bei Pestalozzi zeigt sich, daß die Briefe zarteste Regungen offenbaren, innerste Einsichten aussprechen und damit zu Zeugnissen werden, die das Verständnis seines Wesens vertiefen können. Damit ergänzen sie in gediegener Weise namentlich die Reden, die der Erzieher von Yverdon an seine Mitarbeiter und Schüler richtete (und von welchen 1943 eine schöne Auswahl von Walter Muschg im gleichen Verlag herausgegeben wurde).

Wie bescheiden pflegt Pestalozzi von sich zu sprechen! Einen Brief an seine Braut gestaltet er, ihrer Aufforderung nachgebend, zur rückhaltlosen Selbstprüfung, wie er sie auch später immer wieder gepflegt hat. Er versichert sie seiner vollen Gattentreue, doch auch seiner Entschlossenheit, die höhere Berufung allen Familienrücksichten voranzustellen.

Freimütig äußert er sich in den Briefen an Nicolovius, den spätern Staatsrat unter W. v. Humboldt, über Fragen des Glaubens und der Politik. Er weiß um die Bedeutung einer wahren, echten Aristokratie für das Leben der Völker; nachdem die alte sich als morsch erweist, gilt es einer neuen vorzuarbeiten, einer solchen aber, die unmittelbar aus dem Volke herauswächst. «Freund! Das Resultat meiner politischen Erfahrungen ist dieses: das Einsetzen der demokratischen Wahrheit ist allein fähig, die völlig ausgeartete und zum Unsinn herabgesunkene aristokratische Wahrheit unserm Erdteil wiederzugeben.»

Von der Mission durchdrungen, die das Schicksal ihm auferlegt hat, schreibt er an Pfr. Gessner: «Ich sehe alle Tage mehr, daß nur langsame, bedächtige Schritte zum Ziel führen und daß Menschen, die nicht zum Höchsten, Besten taugen, für die Methode nichts taugen. Indessen geht es; es schließen sich Männer von hohem, edlem Sinn an mein Werk, und wir rücken vorwärts.»

Wie ein Testament erscheint sein kurzer Brief an das Patenkind, worin der heilige Erziehungsgeist noch einmal in all seiner Wärme und Innigkeit leuchtet.

Oswald Brockhaus.

Aus der Welt der Antike

Götter und Menschen Griechenlands

Mitten in einer Zeit, der die griechische Götterwelt zum großen Teil nur noch Tummelplatz psychologischer Experimente geworden war, schenkt uns *André Bonnard* eine neue klassische Mythologie, die versucht, unter dem freundlichen Geleit der griechischen Dichter selbst, Schritt für Schritt das Bild der Götter Griechenlands nachzuzeichnen, so wie es einst vor unserem Auge stand, als wir zum ersten Mal, vor allen gelehrten Studien, den «Schwab» in die Hände bekamen, oder die homerischen Gedichte lasen²⁾. Wie wohl war der Verfasser beraten, sich an das Dichter-

¹⁾ Vgl. seine Sammelbesprechung Pestalozzi-Renaissance, Schweizer Monatshefte, November 1945, S. 528/30.

²⁾ Les Dieux de la Grèce. Mermod, Lausanne 1944.

wort zu halten! Denn die Götter sind dem Dichter «la substance intime du monde»; durch sie geben sie sich dem erdgebundenen Menschen kund und dankbar sind sie dem Dichter, der versucht, so gut es menschliche Sprache vermag, ihre wahre Gestalt zu offenbaren. Dieses intime Verhältnis von Gott zu Dichter und umgekehrt, diese Ehrfurcht vor der «poésie des dieux», wie es Bonnard nennt, ist das Grundmotiv der ganzen Darstellung: kein Beiwort wird erfunden, keine falsche Farbe aufgetragen, keine gesuchte Aktualität hineingelegt. Und so finden wir nicht nur unsere alten Götter wieder, sondern auch unsern Homer und Pindar und Aischylos, aber auch Kallimachos und Theokrit. Unter solcher Führung fällt der Sprung über die Jahrhunderte nicht schwer, und wer doch noch einige Mühe hätte, dem helfen die Bilder und Zeichnungen von Botticelli bis Picasso den Weg zurück zu finden; Künstler, die uns das Bild der ewig-jungen Götter aus einer Gesinnung heraus gestalten haben, auf die ein Abglanz olympischer Heiterkeit und Weisheit gefallen ist.

Wollen wir aber daneben den griechischen Menschen finden, wer wäre uns da ein berufenerer Begleiter als Platon, der Dichter des großen Menschen Sokrates? In einer neuen, gut zu lesenden Übertragung gibt uns *E. Salin* die drei Dialoge, die um die letzten Tage und Stunden dieses besten aller Menschen kreisen: Apologie-Kriton-Phaidon). Immer wieder aufs neue ergreift auch uns die «ungewohnte Mischung aus Freud und Leid», wie sie damals Phaidon und seine Freunde erlebten, wenn wir diesem Höhepunkt menschlicher Würde beiwohnen. Gerade diese Dialoge führen uns tief in das Menschentum des Sokrates hinein, heben uns aber im «Kriton» und ganz besonders im «Phaidon», in der Diskussion über die Unsterblichkeit der Seele, auch in die höchsten Regionen platonischer Geistigkeit hinauf. So wird die Todesstunde des Sokrates zur Weihestunde des Menschengenies. — Schade, daß die Vorrede, aus betont christlicher Schau heraus, nicht mehr griechisches Wesen zu Wort kommen läßt, wie es in Bonnards Buch richtungweisend geschehen ist.

André Lambert.

Der Tod des Herakles

In seiner Schrift «Apollonios Rhodios» (1941) hatte es Franz Stoessl unternommen, aus dem Werke des alexandrinischen Epikers verlorene Dramen der klassischen Tragödie zu rekonstruieren¹⁾. Das war darum überhaupt möglich, weil der antike Dichter im Gegensatz zum modernen den Stoff nicht beliebig wählt, sondern an frühere Gestaltungen desselben Stoffes anknüpfen muß. So wie Apollonios auf ihm noch vorliegende Tragödien blickt, so haben jene Tragiker wiederum auf ein damals noch vorhandenes, in die homerische Zeit gehörendes Epos zurückgegriffen. Die Individualität eines Dichters zeigt sich daher nicht in der Erfindung des Stoffes, sondern nur in einer Art Akzentverschiebung innerhalb einer Fülle gegebener Motive. Von solchen Überlegungen ausgehend, versucht *Stoessl* in seiner neuen Schrift, die Wandlungen in der Gestaltung einer einzelnen Episode der Sage durch die ganze antike Literatur nachzuzeichnen²⁾. Und zwar wählt er den Tod des großen Helden Herakles, der auf dem Oeta-Gebirge durch Selbstverbrennung endet, nachdem ihm seine Gemahlin Deianeira ein vergiftetes Gewand geschickt hatte, dessen Verderblichkeit ihr unbekannt geblieben; vielmehr hatte sie gemeint, das Kleid bewirke einen Liebeszauber, mit dem sie den ungetreuen Gatten wieder zu sich zurückführen könne. Diese Sagenversion liegt uns in des Sophokles Tragödie «Die Trachinierinnen» vor (die vorigen Sommer so eindrücklich in der Universität Zürich aufgeführt worden war). Mit Recht stellt *Stoessl* fest, daß Sophokles richtunggebend für alle späteren Bearbeitungen wurde, besonders für Ovids spielerische Kabinettsstücke wie für Senecas gewaltiges Seelendrama. Daß *Stoessl* diese von der Forschung vernachlässigte Tragödie analysiert und an zahlreichen Einzelzügen den Widerstreit zwischen der Traditionsgebundenheit und Originalität Senecas aufdeckt, halte ich für das wertvollste Ergebnis des Buches. Dagegen geht der Verfasser in der Ausdeutung der nur fragmentarisch erhaltenen Gestaltungen mit allzu großer Selbstsicherheit zu Werke. Weder die Bruchstücke aus dem homerischen Kreis

1) Sammlung Klosterberg. Schwabe, Basel 1945.

2) Vergl. Besprechung Monatshefte, Aprilheft 1943, S. 56/57.

3) Franz Stoessl: Der Tod des Herakles. Rhein-Verlag, Zürich 1945.

noch das Wenige, was uns von dem Epiker Panyassis erhalten ist, gibt soviel her, wie Stoessl will. Die Frage, ob die sophokleische oder die euripideische Herakles-tragödie älter ist, bleibt nach wie vor offen. Denn der Nachweis, daß das Herakles-gedicht des Lyrikers Bakchylides auf Sophokles zurückgehen muß, scheint mir nicht gelungen, und damit fällt das Hauptargument für die Frühdatierung der «Trachinierinnen».

Hans-Rudolf Schwyzer.

Die Schule des Aristoteles

Von der an dieser Stelle beim Erscheinen der ersten Lieferung mit Freuden begrüßten Ausgabe der Fragmente der Aristoteliker «Die Schule des Aristoteles, Texte und Kommentar» von Fritz Wehrli ist jetzt das zweite Heft erschienen, das die Fragmente des Aristoxenos von Tarent enthält¹⁾. Es zeigt die gleichen Vorzüge wie das erste dem Dikaiarch gewidmete; die Anordnung der Texte, die Gestaltung des kritischen Apparates, vor allem aber die Art der Kommentierung erweisen sich, auch bei dauernder Benutzung, als maximal richtig und ergiebig.

Aristoxenos ist insofern in dieser Sammlung ein singulärer Fall, als wir von ihm — als einzigem Aristoteliker außer dem davon ausgeschlossenen Theophrast — ein direkt überliefertes spezialwissenschaftliches Werk über die musikalische Harmonielehre besitzen, das natürlich ediert ist, und dessen Edition auch diejenige der spezifisch musiktheoretischen Fragmente nach sich gezogen hat. So ist in diesem Fall im Großen und Ganzen bei Wehrli das weggelassen, um dessetwillen Aristoxenos berühmt ist und berühmt zu sein verdient: er ist der Begründer der Musikwissenschaft, und sein Werk nimmt einen ersten Platz in der Wissenschaftsgeschichte ein. Was nun aber nach Abzug dieser Leistung übrig bleibt, ist mehr als enttäuschend, nämlich nichts anderes als ein offenbar durchaus einseitiger, jedenfalls aber höchst eingebildeter und aus Charakterschwäche zur Entstellung der Wahrheit nur allzu leicht geneigter Mensch. Nicht musisch nennt ein Kollege den musicus par excellence, sondern nur darauf erpicht, vom Bisherigen Abweichendes zu lehren. In seiner Originalitätssucht begeistert er die Persönlichkeiten, in deren Geistigkeit sein Lehrer Aristoteles herangewachsen ist (ihn selber scheint er glimpflich behandelt zu haben), Platon und Sokrates; alles Wertvolle wird auf die von ihm maßlos überschätzten Pythagoreer zurückgeführt. Mag ihm dies auch insofern etwas zu verzeihen sein, weil diese in ihrer Diätetik von Leib und Seele der Musik eine bevorzugte Rolle zuwiesen und ihr unvoreingenommener und wohlwollender gegenüberstanden als die rationalistische Philosophie, so zeigt sich doch bei ihm (wie bei allen Aristotelesschülern außer Theophrast) in solchen Erscheinungen ein fast unbegreifliches Nachlassen des Wahrheitswillens — unbegreiflich vor allem im Angesicht der Wachheit des Meisters selber. Es ist die bekannte Deformation des Spezialisten.

Ernst Howald.

Antike Geographie

Daß die Erde eine Kugel sei, wird uns schon in so früher Kindheit erzählt, daß wir uns bereits daran gewöhnt haben, diese Vorstellung als unzweifelhafte Tatsache hinzunehmen, wenn wir in das Alter kommen, in dem wir alles und jedes in Frage zu stellen pflegen. Das war im Altertum ganz anders. Die Wissenschaft hatte die Kugelgestalt der Erde spätestens im 4. Jahrhundert v. Chr. mit triftigen Gründen erhärtet, ohne daß diese Entdeckung von der breiten Masse geglaubt worden wäre. Sowohl von Alexanders Soldaten wie von den römischen Legionen der Kaiserzeit wird berichtet, daß ihnen die natürliche Erklärung einer Mondfinsternis (die die Erdkugel voraussetzt) nicht einmal dem Hörensagen nach bekannt war, geschweige denn eingeleuchtet hätte. Aber noch erstaunlicher ist es, daß selbst ein Gelehrter wie der zur Zeit des Augustus lebende Geograph Strabon meinte, man könne die alte mythische Vorstellung von der vom Okeanos-Strome umflossenen Scheibe irgendwie mit den seitherigen wissenschaftlichen Erkenntnissen in Einklang bringen. Der Vorstoß zu einem geographischen Weltbilde blieb daher im Altertum

¹⁾ Fritz Wehrli: Die Schule des Aristoteles. Texte und Kommentar. Heft II: Aristoxenos. Schwabe, Basel 1945. Vergl. Besprechung Juliheft 1944, S. 248/49.

eine Angelegenheit weniger; umso gewaltiger ist ihre Leistung, und zwar noch mehr im astronomisch-mathematischen Bereiche als im empirisch-geographischen.

Die Geschichte der wissenschaftlichen Erdkunde hatte vor fünfzig Jahren Hugo Berger in einem grundlegenden Werke dargestellt. Das neue Werk von Ninck bietet teils weniger, teils mehr als Berger¹⁾. Weniger insofern, als es nur die «Entdeckung Europas» behandelt, eine Beschränkung, die willkürlich ist, weil ja nur die gleichzeitige Ausweitung des geographischen Horizontes in Europa, Asien und Afrika zum antiken Weltbilde geführt hatte. Manches interessante Detail muß darum unerwähnt bleiben, wie zum Beispiel, daß Ebbe und Flut den Griechen zuerst im indischen, erst später im atlantischen Ozean begegnet waren. Dagegen geht Ninck darin über Berger hinaus, daß er auch das mythische Weltbild in die Betrachtungsweise einbezieht; denn es wurde ja, bis es widerlegt wurde, für das richtige gehalten. Und außerdem belebt er, auch hierin antiker Gepflogenheit folgend, die etwas dürre Geographie mit ethnographischen Exkursen. Dies und die vielen Originalstellen (in Übersetzung) machen das wissenschaftlich gut fundierte Buch eines gründlichen und belesenen Autors geradezu zu einer spannenden Unterhaltungslektüre. Zahlreiche Kartenskizzen und Photographien erleichtern das Verständnis eines Werkes, das sich nach Aufmachung und Inhalt auch an weitere Kreise wendet. Wir können es daher einem Freunde von Entdeckungsfahrten in gleicher Weise wie dem gelehrten Fachmann empfehlen.

Hans-Rudolf Schwyzer.

Ein erster Beitrag zum wissenschaftlichen Studium des Zweiten Weltkrieges

Der weitblickende Verlag *Schulthess & Co.* hat es unternommen, als einer der Ersten eine «*Geschichte des Zweiten Weltkrieges*» zu publizieren. Als Verfasser steht ihm Oberst *Edgar Schumacher* zur Verfügung²⁾. Die erste von fünf Lieferungen, auf die er sein Werk berechnet, ist soeben erschienen. Noch verrät uns der Verfasser die Gesamtanlage nicht; wir wissen lediglich, daß er als erste Hauptperiode des Krieges, deren Betrachtung er einen «Vorbericht» vorausgehen läßt, die Geschehnisse bis zum Beginn des Ostfeldzuges auffaßt. In diesem Rahmen schildert er vorerst den Blitzkrieg gegen Polen, den Kampf Finnlands, den «Seltsamen Krieg» und den Überfall auf Norwegen.

Die Zweifler, denen sein Unternehmen als verfrüht erscheinen mag, werden sich schnell genug zum Wort melden. Der Verfasser hat sich mit solchen Zweifeln zum vornherein, wie es einem Wissenschaftler geziemt, eingehend auseinandergesetzt. «Der Wunsch nach einer sachlichen Schilderung so mächtiger und das Bild der Welt so grausam umgestaltender Geschehnisse ist ebenso naheliegend als die Unmöglichkeit der Erfüllung offenbar» (S. 1). Damit ist der unvermeidliche Zwiespalt zwischen Notwendigkeit und Vollbringen einfach und klar ausgedrückt. Ist eine Entschuldigung für das Wagnis eines derartigen Unternehmens nötig, wo doch nicht bloß die Erklärung, sondern selbst die Rechtfertigung sich ohne weiteres einstellt? Das Quellenmaterial, welches allein als sicheres Fundament aller Tatsachenfeststellungen gelten darf, wird in allseitiger Ausgeglichenheit, wenn überhaupt je, dann erst frühestens nach vielen Jahrzehnten vorliegen. Unabschätzbar viel länger dürfte es dauern, bis die mitleidenden Generationen der Menschheit dahingegangen sind und ihre Nachkommen Abstand von den aufwühlenden Begebnissen unserer jetzigen Zeit gewonnen haben. Wie sie es tun werden, hängt ohnehin von der Art der Einwirkung dieser Geschehnisse auf die dannzumaligen Zeitumstände ab. Es kann nie anders sein, als daß jede Generation mit ihrer eigenen, durchaus zeitbedingten Erkenntnisfähigkeit und Mentalität zur unmittelbaren wie zur entfernteren Vergangenheit Stellung bezieht. Daher unterliegt das, was wir als Geschichtsbild bezeichnen, unaufhörlichen Wandlungen. Ohne Unterlaß strebt die Menschheit nach schärferem Erkennen und Erfassen. Sie hat nicht nur ein Recht, sondern die gebieterische Pflicht, gerade die unmittelbare Vergangenheit, aus welcher sie die Zukunft gestalten soll,

¹⁾ Martin Ninck: Die Entdeckung von Europa durch die Griechen. Schwabe, Basel 1945.

²⁾ Edgar Schumacher: Geschichte des Zweiten Weltkrieges. Lieferung 1. Schulthess, Zürich 1945.

klar zu erkennen. Alles Erkennenwollen ringt jedoch mit den Mächten der Dunkelheit und gelangt erst über unzählige Stufen der allmählich geringer werdenden Ungewißheit zu einer nur verhältnismäßigen Schärfe des Sehens. Restlose Klarheit und Wahrheit in der Feststellung des Geschehenen bleibt auf immer unerreichbar.

Dafür, daß Oberst Schumacher sich seiner Verantwortlichkeit als Historiker voll und tief bewußt ist, zeugt jede Seite seines ersten Heftes. Jede Feststellung geht streng nur so weit, als sie sich mit zuverlässigem Aktenmaterial solid belegen läßt. 'Dabei findet' der Leser die großen Entwicklungslinien bereits erstaunlich sauber und präzise aufgedeckt überall da, wo sie, die oft verdeckt laufen, einen Augenblick zutage treten. Unerschütterliche Sachlichkeit und Objektivität, die nicht anders denn klärend und erziehend wirken kann, erhebt dank straffer geistiger Disziplin des Verfassers und mit Hilfe einer feinen sprachlichen Kultur sein Werk auf ein außergewöhnliches Niveau.

In Weiterführung und Vollendung seines Unternehmens darf er auf die gespannte Erwartung eines ausgedehnten Leserkreises sowohl überlegender Wehrmänner als «denkender Nichtsoldaten», an die er sich vornehmlich wenden will, zählen.

Otto Weiss.

Demokratische Erziehung

Das vor kurzem im Verlag *Rascher* erschienene, sehr interessante Buch *Demokratische Erziehung* von *Rolf Kolb* verdient größte Beachtung. Es schildert eine neue Erziehungsmethode für den Unterricht in der Primarschule. Kolb sagt uns, wie er die Klasse organisiert, wie er Schule hält, nach welchen pädagogischen Grundsätzen er vorgeht, wie er den Lehrstoff auswählt und wertet. Wir erfahren, wie die Schüler der 4.—6. Klasse drei Jahre lang in einer Miniaturdemokratie leben (S. 38) und unter einer klugen, initiativen, disziplinierten und doch sehr viel Freiheit gewährenden, fast militärisch straffen und doch wieder zurücktretenden Führung lernen, sich in die Gemeinschaft einzuordnen. Kolb zeigt, wie eine sehr weitgehende, wohl-durchdachte und organisierte Selbstverwaltung der Schüler im *Einzelnen* das Verantwortungsgefühl gegenüber der Gesamtheit, Kameradschaftlichkeit, Unterordnung des Ich unter das Ganze, Pflichttreue und Selbständigkeit erzieht. Oder mit anderen Worten, wie die bürgerlichen Tugenden im Kinde geweckt werden, die es zum Dienst vorbereiten, den der Staat einst von ihm fordern wird, zum Militärdienst im besonderen, in dem die Bürgertugenden, die den Staat tragen, für die Mehrzahl der jungen Männer ihre letzte Ausbildung erfahren. Kolb schildert, wie er den Schüler in der kleinen Gemeinschaft der Klasse schon die wesentlichen Grundsätze der großen Gemeinschaft erleben läßt. — Hier wird eine *praktische* Staatsbürgerkunde erteilt, bei der der Schüler das Wesen einer gesunden Demokratie in unvergeßlicher Weise an sich selbst erfährt. — Mit fortschreitendem Alter der Kinder spielt die Belehrung eine immer wichtigere Rolle.

Es kann sich selbstverständlich nicht darum handeln, das System Kolb nun in allen Einzelheiten zu übernehmen, es trägt eine ausgesprochen persönliche Note, aber das Buch enthält eine Fülle wertvoller Anregungen, die *mutatis mutandis* auch in höheren Schulen und in der Armee verwertet werden können.

Ich habe vor zwei Jahren, zufolge meiner damaligen militärischen Stellung, mit der Klasse Kolb in Beziehung gestanden und glaube sagen zu dürfen, daß Kolb in seinen Klassen das durchführt, was grundsätzlich postuliert werden muß: vorleben, erleben lassen, nicht zu viel «zerreden», wie Prof. Kind in St. Gallen einmal gesagt hat.

Fritz Rieter.

Dichtung

Eine neue Anthologie deutscher Gedichte

Die Aufgabe, eine wertbewußt auswählende Sammlung des dichterischen Gutes deutscher Vergangenheit herzustellen, ist heute schwerer als je. Die vorliegende *Atlantis-Sammlung*, unter bescheidenem Namen, reicht von Luther bis Nietzsche und umfaßt alle Gattungen, sie gibt sich auf den ersten Blick als anspruchsloses Hausbuch, das altvertraute Gedichte aufbewahrt und in schwieriger Zeit wieder zugänglich macht. Deutlich spricht sich dabei besondere Fürsorge für schweizerisches

Erbe aus: Gaudenz von Salis-Seewis, Keller, Meyer, Leuthold erhalten so besonders großen Raum, daß die Anthologie nebenbei zum Heimatbuch wird ¹⁾).

Anthologien sind nun aber nicht bloß Vorratskammern, sondern vor allem Kunstwerke der Wahl, und als solche gehören sie zu den spannendsten Spielen ästhetischer Entscheidung. Von der Barbarei eines Avenarius'schen Hausbuchs zu Borchardts «Ewigem Vorrat deutscher Poesie» ist es weit. — So wenig ein einzelnes Gedicht ein für allemal da ist, vielmehr sich wandelt als Gegenstand der umschaffenden Zeit, so wenig ist der dichterische Vorrat der Vergangenheit ein fertig in sich Ruhendes, das nur zu überliefern wäre; er wird als Ganzes wieder zum Stoff, in dem die Möglichkeit und die Aufforderung zu dem immer neu zu erschaffenden Bilde liegt, das der Geist von seiner eigenen Vergangenheit dauernd entwirft.

Für einzelne in sich geschlossene Epochen, wie z. B. die Barockzeit, mag ein Kanon anthologischer Repräsentation möglich sein, wie ihn dort Cysarz, Faber du Faur, Wehrli annähernd verwirklicht haben. Größere, schwierigere Freiheit bleibt immer da bestehen, wo es sich um die Darstellung einer gesamten Nationaldichtung handelt. Eine lyrische Anthologie wird übrigens nie einen vollständigen Begriff auch nur des lyrischen Elements einer Gesamtliteratur geben können, — selbst so lyrische Epochen wie der Sturm und Drang oder die Romantik sind in einzelnen Gedichten nicht genügend zu erfassen, bei einem Lenz, einem Tieck, einem Arnim gar sammelt sich das poetische Licht selten auf einer einzigen abgegrenzten Form, es flutet vielmehr diffus über das Ganze der träumerisch ineinander übergehenden Formen hin. — Ähnlich schwierig zeigen sich dem lyrischen Sammler gewisse Stammeseinheiten. So bleibt Österreich beinahe abwesend. Die reiche Milde seiner Erfahrung, der geduldige Wille zur versöhnlichen Umfassung gegensatzreicher Wirklichkeit sprechen in Stifters Prosa, in Grillparzers Drama; der lyrische Ausdruck scheint, vor der Zeit Hofmannsthals und Rilkes (die außerhalb der zeitlichen Zielsetzung unserer Sammlung stehen), durch die Musik seines Amtes enthoben zu sein.

Eine gute Anthologie hat einen Grundton. War es in Borchardts Ewigem Vorrat das anspruchsvoll Sakrale, Feierlichkeit vor großstädtischem Repoussoir, so ist das Atlantisbuch auf Sophrosyne gestimmt, weise Nüchternheit, dem Naiven und Frischen wird vor dem Gebrochenen entschieden der Vorzug gegeben, ja eine verliebte Neigung der Herausgeber zum trockenen Biedersinn und kleinbürgerlicher Nettigkeit gesteht sich in der Wahl gewisser volkstümlicher Texte, z. B. auch Schillers Glocke, ungeniert ein. Das bewußt umschränkte Bild deutscher Vergangenheit, wie es hier durch Wahl zur Erscheinung gebracht wird, ist ein ländliches und kleinstädtisches, von Bachesfrische und Wälderdunkel belebt, mit den reinen, treuherzigen, grüblerischen und gläubigen Zügen jenes Menschenbildes, das wir sonst in Deutschland zu suchen gewohnt waren.

So bleiben hier vor allem solche Texte weg, — z. B. von Novalis, Kleist, Hebbel —, aus denen, entlarvt durch die jüngste Geschichte, das Vampirgesicht nihilistischer Grausamkeit und eines schalen Heroismus uns entgegenstarrt. Es fehlen aber auch sonst alle äußersten Züge. Es fehlen die haltloseren Gestalten des 19. Jahrhunderts, während der virtuose und ungeschlachte, morgenländisch verzauberte Humanismus Rückerts, der schmerzzerfüllte Akademismus Platens, Mörikes Naturtiefe treu gehegt sind. Es fehlen die Zerrissenen, das Voreilig-Großstädtische, ironischer Selbstgenuß, so bleibt nicht viel von Heine und seiner Umgebung, schade nur, daß nicht auch auf Lenaus Zigeunertöne und Nietzsches Jugendstil verzichtet worden ist. — Fragwürdig wird die ausschließliche Neigung zum Maß, wenn ihr die großartig wilde Poesie Johann Christian Günthers zum Opfer fallen muß, von dem hier nur das recht indifferente Abendlied aufgenommen ist. Die kühle Ablehnung alles Maßlosen führt aber vor allem in der Behandlung der Barockdichtung, — die hier quantitativ besser zu ihrem Recht kommt als in den meisten früheren Anthologien —, zu eigentümlichen Gewichtsverschiebungen. Man findet keines der großen Todesgesichte der Gryphius und Hofmannswaldau, statt dessen nimmt Paul Flemings freilich köstliche Trockenheit unverhältnismäßig viel Raum ein. Vor allem fehlen ganz die kühneren Versuche barocker Mystiker, Äußerstes der Sprache abzuringen,

¹⁾ Deutsche Gedichte aus vier Jahrhunderten. Ausgewählt von Emil Staiger und Martin Hürlimann. Atlantis-Verlag, Zürich 1944.

der Psalter Quirin Kuhlmanns, die Sonette der Catharina Regina von Greiffenberg, aber auch die schwierigeren unter den Sprüchen Johannes Schefflers.

Das Zentrum des Buches und seine eigentlich neu gefundenen Werte liegen bei jenen Dichtern, die zwar durch sprachübersteigende Schau, unbändige Leidenschaft, abgründige Verwirrung des Innern das Maß gefährden, aus dieser Gefahr aber gerade dank schöpferischer Nüchternheit, treuherziger Lebenslust, sinnendichter Naturnähe die Intensität ihres Werkes gewinnen: bei Hölderlin, Brentano, der Droste, und bei Goethe. Diese Dichter, die uns besonders durch Emil Staiger neu erworben worden sind, erstehen hier mit ganz neuer Kraft der Erscheinung, keine frühere Sammlung hat ihr Werk mit gleich tiefer Kenntnis und gleichem Bedacht zu repräsentieren gewußt.

Ein Merkmal noch: wir haben hier eine musikalische Anthologie vor uns. Schon Borchardt hatte, vom gesungenen Liede geleitet, Texte Daumers wieder aufgefunden, ähnlich lassen auch unsere Herausgeber von der Musik sich führen, anders wäre die Aufnahme von Müllers Liedern, Gellerts «Ehre Gottes aus der Natur», Schillers «Lied an die Freude» kaum zu verstehen. Andererseits mußte nun den Herausgebern eine so einzigartige Gestalt wie der wenig musikalische, nur in seinen Rhythmen von diskretester Strömung belebte Brockes entgehen.

Im Vergleich zu zeitgenössischen französischen und englischen Anthologien ist der Geist unseres Buches liberal. Es finden hier nicht jene strengen Ausscheidungen statt wie sie die Vorstellung der Poésie pure dort nun schon seit langem verbindlich gemacht hat. Gebilde, in denen ein aufs Härteste verdichteter Sinn nicht nur vorübergehende Mitteilung erfahren hat, sondern unmittelbare Sprache und Zauberformel geworden ist, Gebilde, die als sich selbst genügende Kristalle in sich ruhen und eine von der Zeit befreite Kommunion gewähren, — aus solchen errichtet z. B. Thierry Maulnier (Introduction à la Poésie française) sein Bild französischer Dichtung. Die hybrideren Formen deutscher Literatur würden einem solchen Anspruch schlecht antworten, es blieben Hölderlin und manches von Goethe, im übrigen würde man zu dem fragwürdigen Verfahren gedrängt werden, das Borchardt gegenüber Heine, und auch ein Maulnier gegenüber Victor Hugo anwenden: Freilegung einzelner inspirierter Verse außerhalb ihres im Roheren gebliebenen Zusammenhangs. Niemand wird sich dies Prinzip, das ein Trümmerfeld übrig ließe, konsequent durchgeführt wünschen, doch mag man die höhere Forderung der Poésie pure sich gern gegenwärtig halten, um zu erkennen, wie selten in der deutschen Dichtung der Kristall sich vom Muttergestein löst, wie eigen ihr gemischte Formen sind, das musiksüchtige Lied, das Denkgedicht, und gar die stoffbeschwerte Ballade.

So spannt sich der Bogen der Atlantis-Sammlung von der großen Ballade Schillers und Bürgers zum Lehrgedicht, vom mystischen oder moralischen Epigramm zum Liebes- und Naturlied, vom Kirchenlied zur lyrischen Reflexion, und sie gipfelt im leidenschaftlichen Bekenntnis, im prophetischen Hymnus, — es ist die große Leistung der Herausgeber, inmitten dieses vielfältigsten Reichtums die Ahnung einer Einheit immer gegenwärtig zu erhalten.

Julius Rüttsch.

Englische Dichtung

Max Geilinger, einer unserer besten zeitgenössischen Lyriker, legt in seinem bei Huber in Frauenfeld sehr geschmackvoll ausgestatteten Bande, betitelt *Englische Dichtung*, eine Reihe von köstlichen Gaben englischer Lyrik auf den Weihnachtstisch. Er spannt einen weiten Bogen von William Shakespeares 18. Sonett über Blake, Burns, Wordsworth, Keats, Browning, um nur einige wenige Namen zu nennen, zu zwei Zürcher Gedichten von James Joyce aus den Jahren 1916 und 1918.

In seiner Wahl aus dem unerschöpflichen Reichtum englischer Dichtung fühlte der Übersetzer sich absolut frei von jeglichem systematischen Zwang. Wie er in seinem Schlußwort verrät, wählte er mit Vorliebe solche Gedichte, die der heimischen Dichtung oder seinem eigenen dichterischen Werke mangeln. Besonders lockten ihn Gedichte mit berauscher Phantasie und Sprachfülle wie die von Coleridge und Francis Thompson oder Gedichte, in denen antike Vorstellungen weiterleben. Mit besonderer Freude verweilt er bei den weiträumigen großen Gedichten Robert Brownings und den Oden von Percy Bysshe Shelley und John Keats, die seinem dichterischen Können gelegentlich recht schwierige Aufgaben stellten.

Der Leser, der den englischen Text mit Max Geilingers schönen Versen vergleicht, wird in der Lage sein, die vorzügliche Leistung des Übersetzers zu würdigen: die sichere Wertung des englischen Wortes, die feine Einfühlung in den Gedanken- und Stimmungsgehalt des fremden Werkes, sowie auch die meisterhafte Beherrschung der deutschen Sprache, die er da, wo der Wortschatz nicht ausreicht, sprachschöpferisch ergänzt.

Die folgenden Strophen von Robert Burns: *Der verwundete Hase* mögen zeigen, wie Max Geilinger auch dem schlichten Gegenstand gerecht zu werden vermag:

Entmenschter Mensch, o möchtest du erblinden!
Dir sei dein Mörderauge ausgefeuert,
Und nie soll dich ein Seufzer Mitleids finden,
Da du die Kunst zum Töten nur geheuert.

Leb, armer Wanderer von Feld und Wiese,
Das bittere Restlein Lebens, das noch dein!
Nie werden Dickicht mehr und Paradiese
Des grünen Felds dir Nahrung, Spielplatz sein.

Verstümmelter, daß dir ein Plätzchen werde,
Der Ruhe nicht mehr, nur ein Ort zu sterben;
Wo dir zu Häupten Binsen flüsternd beben,
Press'st du die Brust voll Blut zur kalten Erde.

Beim stillen Bächlein zwischen Wald und Ähren
Am kühlen Abend, vor der Morgenau,
Entbehre ich nun dein Gleiten durch den Tau:
Ein Fluch der Menschengier! Fluch den Gewehren!

In besinnlichen Stunden unter Führung Max Geilingers mit englischer Lyrik sich vertraut zu machen, gewährt hohen Genuß. Den Freunden guter Dichtkunst möchten wir diesen Band eindringlich empfehlen. *Wilhelm Pfändler.*

Verantwortliche Leitung: Dr. Jann von Sprecher, Zürich, Postfach Fraumünster, Tel. 24 46 26. Verlag und Versand: Zürich 2, Stockerstr. 64, Tel. 27 29 75. Druck: A.-G. Gebr. Leemann & Co., Zürich 2, Stockerstr. 64. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter Quellenangabe gestattet. — Übersetzungsrechte vorbehalten.

Gute Bücher sind die besten Freunde und die angenehmste

Art, Menschen und Dinge kennen! zu lernen. Sich

Bücher für jeden Zweck

anzuschaffen, ist heute jedem möglich.

Bücher schenken

ist der sicherste Weg, seinen Bekannten Freude zu machen.

Reiche Auswahl und kundige Beratung bei

ERNST WALDMANN, Nachfolger von **C. M. Ebell's Buchhandlung**

Zürich, Bahnhofstraße 14, zum Kappelerhof